

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 17

Artikel: Begegnung in der Abendstunde
Autor: Hochheimer, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668947>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

trag seines Stifts. Da wurde es ihm jedesmal leichter ums Herz, wenn er in den Militärdienst oder gar in den Krieg reiten konnte. Es war in den Augusttagen 1831, als er in Olten einen Trupp Freiwillige sammelte, um den Baselbietern in ihrem Kampf gegen die Stadt beizustehen. Als Hauptmann Disteli seine Mannschaft vor dem Abmarsch ein letztes Mal musterte, drängte sich ein reichsdeutscher Journalist an ihn heran und verkündete grosssprecherisch: «Gehen 's und schlage Sie sich für d'Freiheit, ich will unterdesse auch nicht raste und Artikel um Artikel in die Zeitung schreibe!» — «Mach, dass zum Tüfel chonsch mit dine Artikel, verdammte Zitigsschmieri, verfluechte!» schnauzte Disteli den Verblüfften an, dass der tapfere Federheld es für geraten fand, das Feld schleunigst zu räumen. Wie ennet dem Hauenstein den Oltenern der Pulverdampf ungewohnt in die Nase stach und die Kugeln um die Köpfe pfffen, stutzten sie wohl einige Augenblicke. Doch schon sprengte der Disteli herbei und herrschte sie an: «Vorwärts Manne, es isch bigott glich ob dr hüt oder morn abseglet, d'Cholera isch doch a dr Gränze!» und entschied das Gefecht zugunsten der Landschäftler. Zum Lohn erhielt er später das Baselbieter Ehrenbürgerrecht — und beinahe einen Wandbildauftrag. —

1838 stand die Schweiz des Prinzen Napoleon wegen mit König Louis Philippe in Streit. Man machte sich auf eine kriegerische Auseinandersetzung gefasst, und die Tagsatzung bot Truppen auf. An der Spitze seines Solothurner Bataillons ritt Oberst Disteli durch die Freiberge der französischen Grenze zu. Er freute sich unbändig auf den Krieg mit den Franzosen und munterte die vom langen Marsch ermüdeten Soldaten auf: «Nume vorwärts, Kamerade, im Erschte, wo mer

es Paar roti Hose bringt, gib i zwe Louisd'or!» Er konnte seine Goldstücklein für sich behalten, der Krieg wurde abgeblasen, und Disteli bekam Befehl, sein Bataillon wieder nach Solothurn zurückzuführen. Wütend wie er war, wollte er das auf dem kürzesten Wege direkt über den Weissenstein tun. Da brachte ein Kriegskommissar die Ordre, er müsse den Umweg über Balsthal wählen, die Regierung lege energisch Verwahrung ein gegen seinen eigenmächtigen Bergmarsch. Worauf der ungebärdige Oberst höhnte: «D'Regierig, die cha mr blöse!» und sein Bataillon mit Sack und Pack und Ross und Wagen über den Weissenstein kommandierte. —

Der Professor für Zeichnen an der Solothurner Kantonsschule und Herausgeber des Disteli-Kalenders kam in den letzten Jahren seines kurzens Lebens, zermüht von Kampf und Leidenschaften, ganz vernachlässigt daher. Als er nun einmal so über Land zog, der Berner Grenze zu, fasste ein resoluter Landjäger den schriftenlosen «Vaganten» kurzerhand ab und trabte mit ihm Solothurn zu. In der St. Ursenstadt angekommen, beredete der Landstreicher den Landjäger mit einem verschmitzten Lächeln, vor dem Gang auf die Hauptwache noch im «Roten Turm» einzukehren, um die trockene Kehle etwas zu netzen. Dort widmeten sich ein paar Regierungsräte und sonstige grosse Tiere in einer Ecke andächtig dem Jass. Wie nun das sonderbare Paar in die Türe trat, erscholl lautes Gelächter und ein «Guete Obe, Herr Oberst, chömet nume zue öis, Herr Profässer!», dass der gute Polizeier nicht mehr wusste, wo ihm der Kopf stand, bis der Unglücksrabe begriff, dass er diesmal den Lätzen erwischt und statt eines Schmugglers und Strolchen einen Obersten und Professor eingefangen hatte. —

Begegnung in der Abendstunde

Von Albert Hochheimer

Fontaine blieb vor dem winzigen Schaufenster eines «Bureau de Tabac» stehen, betrachtete die Plakate, Feuerzeuge und Pfeifen, die auf einer roten Stoffunterlage ausgestellt waren, und warf einen flüchtigen Blick in den Laden. Neben der Tür sass eine junge Frau. Sie strickte, und als sie aufschaute, sah er ihre dunklen, fast schwarzen Augen. Er betrachtete ihr Haar, es war in die Höhe gekämmt und fiel dicht und lockig in den

Nacken. Der Mund war klein, aber gut geschnitten, die Haut blass, und das Kinn zeigte energische Linien.

Fontaine griff flüchtig an den Hut und verlangte ein Päckchen Zigarettentabak. Als sie sich erhob und hinter den Ladentisch ging, bemerkte er, dass sie das rechte Bein nachzog, nicht eben viel, aber doch genug, dass die Anmut ihres Körpers gestört wurde. Er bedauerte sie und unschlüssig

trat er näher, legte das Geld auf den Tisch und nahm das Päckchen an sich. Er hätte jetzt gehen können, sie schien es auch zu erwarten, aber irgend etwas hielt ihn zurück, irgend etwas, für das er keine Erklärung fand. Er drehte eine Zigarette und nahm sich Zeit dazu. Die Frau blickte ihn an, sagte aber nichts. Schliesslich fragte er: «Ist dies Ihr Geschäft, Madame? Ich meine, ob Sie die Inhaberin des Patenten sind?»

«Ich habe es kürzlich übernommen», erwiderte sie. Es lag ihr anscheinend nichts daran, ihm entgegenzukommen; sie lächelte gelassen in die Ferne.

«Eine gute Lage», bemerkte Fontaine, sich im Laden umsehend. «Ein bisschen eng und klein, aber darauf allein kommt es ja nicht an.» Er trat an ein schmales längliches Gestell, in dem Bücher aufgereiht standen und fragte: «Ist das eine Leihbibliothek? Kann man sich ein Buch ausleihen — oder —?»

«Nein, ich verkaufe sie.»

«Interessant», meinte er, aber er dachte sich nichts dabei. Er suchte nach einer Wendung, um das Gespräch abubrechen. Die Frau war seltsam. Keine Geschäftsfrau. Sie tat, als sei ihr jedes Wort zuviel und als warte sie darauf, dass er endlich den Laden verlasse, damit sie zu ihrer Handarbeit zurückkehren könne. — Der Aerger übermannte ihn, doch blieb er wie angenagelt auf seinem Platz und wusste selbst nicht warum. Ein Lächeln faltete jetzt ihre Mundwinkel, das erboste ihn, und weil er glaubte, sie mache sich über ihn lustig, griff er rasch nach einem Buch und begann darin zu blättern. Indessen kam ein Kunde und kaufte Zigaretten. Sie bediente ihn einsilbig und nickte nur, als er sich bedankte und davonging. Es schien ihre Gewohnheit zu sein, die Leute von oben herab zu behandeln.

«Ich bin Maler», sagte Fontaine. «Kunstmaler», fügte er hinzu, um sie zu einer Bemerkung herauszufordern. Aber sie antwortete nur: «Dann müssen Sie es schwer haben», und schwieg wieder.

«Wie man's nimmt», meinte er verdriesslich. «Schliesslich ist das Leben kein Spaziergang, weder für Künstler noch für sonst wen.»

Er überflog eine Seite in dem Buch, das er immer noch in der Hand hielt, stutzte, las den Titel, hier und da ein paar Sätze und hob den Kopf. «Ich kenne den Autor», sagte er aufs Geratewohl und wusste selbst nicht, wie er zu dieser Lüge kam. Sie nickte, um vieles freundlicher.

«René Villon», fuhr Fontaine fort, «ein anständiger Kerl. Ein guter Kamerad. Bei Gott, das war er. Ein Kamerad, wie man nicht schnell einen

zweiten findet.» Und nach einer Weile: «Er ist abgeschossen worden, als er einen flügelahmen Bomber eskortierte.» Seine Hand strich über den Deckel des Buches: «Sie haben ihn heruntergeholt, drei gegen einen, aber vorher hat er's ihnen gegeben. Und wie. Ich hab's mit angesehen — ich gehörte zu der Besatzung des Bombers.»

Die junge Frau hielt seinen Blick fest. «Ich habe davon gehört», bemerkte sie. «Woher kennen Sie ihn?»

«Flieger kennen sich untereinander. Ich wusste auch, dass er ein Buch geschrieben hat.» Fontaine stellte den Band wieder an seinen Platz und wollte sich verabschieden. Da sagte sie: «Ich heisse Denise Villon — René war mein Bruder.»

«Ah — Das hätte ich nicht gedacht ...» Fontaine brach mit einem erschrockenen Atemzug ab. Dann — nach kurzem verlegenem Schweigen — zog er seinen Hut und sagte hastig: «Ich muss jetzt gehen. Es ist Zeit, dass ich nach Hause komme.» Er reichte ihr die Hand: «Auf Wiedersehen, Madame. Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.»

Sie zauderte, dann erwiderte sie: «Bleiben Sie doch zu Tisch, Herr ...?»

«Fontaine.»

«Herr Fontaine. — Ohne Umstände zu einem einfachen Essen, wenn Sie damit vorlieb nehmen wollen? Ich würde mich sehr freuen.»

Er sträubte sich, doch spürte er von Anfang an, dass er nachgeben würde. Es war etwas in ihren Augen, das ihn festhielt — eine magnetische Kraft, die seinen Willen lähmte. Er zog die Stirn in Falten und bemühte sich, unbefangen dreinzublicken. Denise Villon strich ihr dichtes Haar beiseite, als sie bei ihm vorbeiging, um die Ladentür zu schliessen. Sie warf ihm dabei einen Blick zu — es war etwas Vertrauliches darin, so als durchschaute sie ihn.

«Ich mache Ihnen Arbeit», sagte er ohne Ueberzeugung. Aber sie schien diese letzte Ausflucht, wie alle anderen, nicht hören zu wollen. Sie lief hin und her und räumte auf. Ihr Gesicht war ernst geworden und leise sagte sie: «Es ist wegen René. Vielleicht verstehen Sie, wie ich's meine?»

Er nickte und senkte den Blick.

*

Fontaine liess sich auf dem altertümlichen Kanapee nieder. Aus dem schmalen Gang, der das Zimmer vom Laden trennte, drang das Klappern der Teller und Pfannen und das zischende Geräusch von Kartoffeln, die in bruzzelndes Fett fallen. Der Raum war winzig und dürftig möbliert.

Vom Hof her fiel durch ein grosses Fenster dämmiges Licht herein.

Denise kam, um zu decken. Dabei wandte sie den Blick nicht von ihm. Ihr blasses Gesicht war gesammelt, die Augen ausdrucksvoll. Er beachtete sie kaum. Er dachte an das, was er sagen sollte, wenn sie das Gespräch auf ihren Bruder brachte. Aber es fiel ihm nichts ein, nicht das Geringste, das als Stoff für eine Unterhaltung hätte dienen können. Von Flugzeugen, von Bomben, von Funkverbindungen oder sonst etwas, das mit den Fliegern zu tun hatte, wusste er wenig — er kam sich wie ein Hochstapler vor, wie ein Betrüger, der sich in das Vertrauen gutgläubiger Menschen eingeschlichen hat. Das alles wurde ihm jetzt bewusst und er fühlte sich elend.

Aber die Unterhaltung bei Tisch verlief ganz anders, als er gefürchtet hatte. Zwar streiften sie anfangs den Krieg, aber ohne die Absicht, dabei zu verweilen, und kamen bald auf ihr Leben zu sprechen. Die Interesselogskeit Denise schwand völlig, ihre Augen belebte die weiche Aufrichtigkeit einer empfindsamen Frau, ihre Wangen röteten sich. Fontaine bemerkte den neuen Ausdruck und sein Herz schlug rascher. Er lehnte sich zurück und sagte:

«Ich habe da und dort gearbeitet. In Paris, auf der Akademie, in Museen und auf dem Lande. Es ist mir nicht schlecht gegangen, so wie es einem Künstler geht, der allein steht und sein Geld zusammenhält. — Ich gebe zu, dass ich bisweilen — wie heute — meine Arbeit vernachlässige, und ich will nicht behaupten, dass ich ein Genie bin. Aber ich bin ein Suchender, der sich seinem Ziel nähert und bemerkt, dass es hinter allem Erreichten unerreichbar bleibt.»

Denise schwieg. Hin und wieder warf sie ihm einen raschen Blick zu und schaute dann wieder auf ihren Teller. Fontaine kam es vor, als seien diese Blicke beredter als Worte es hätten sein können. In buntem Wechsel glitten Gefühle, Wünsche und Bilder durch seinen Geist, die in Worte zu bringen er sich vergebens mühte.

Da legte sie ihre Hände auf den Tisch und kam ihm entgegen, bis sie seine Fingerspitze berührte und die Berührung zur Gemeinsamkeit wurde. Er schaute sie an. Es war schön, hier zu sitzen, sie zu betrachten, zu spüren, wie die Fremdheit Schritt um Schritt zurückwich und etwas geboren wurde, das vielleicht einmal ihnen beiden gehören würde. Er griff neu belebt und ahnungsvoll nach ihren Händen, umklammerte sie. Da sagte Denise mit schlichtem Ernst, als fände sie es an der Zeit,

wieder ins Gewohnte zurückzukehren:

«Ich muss Ihnen erklären, was für ein Mensch mein Bruder war. Nur wenige haben ihn wahrhaft gekannt.» Sie zog die Schublade auf, entnahm ihr einen Brief. «Vor mir hatte er keine Geheimnisse. — Dieser Brief ist sein letzter.» Sie entfaltete den Bogen und las: «Ich habe unter anderen Schwächen auch die, nichts Wesentliches verbergen zu können. Ausserdem haben wir uns in dem Versprechen geeinigt, unsere Herzen jederzeit und ohne alle Hinterhältigkeit offen zu halten — darum muss ich Dir jetzt den Vorwurf machen, dass Du Dich viel zu sehr von dem einzigen Sinn unseres Daseins, von dem bewussten Leben, ablenken lässt. Entzieh' Dich dem bewussten Leben nicht, das heisst: Hab' keine Angst vor dem Glück und täusche Dich nicht über den Schmerz hinweg ...»

Sie liess das Blatt sinken und sagte: «Einmal schrieb er mir: „Dein Leben soll anders sein als das Leben anderer Frauen.“ — Wissen Sie, was er damit meinte?» — Fontaine schüttelte den Kopf. — «Er wollte damit sagen, dass ich mich nie verlieben würde. Er glaubte nicht daran, vielleicht wollte er es auch nicht glauben.»

Fontaines Herz traf ein leichter Schlag, der von weit her kam; es war kaum zu ahnen, woher er stammte. Denise fuhr fort: «Als ich noch ein ganz junges Ding war, kaum achtzehn Jahre alt, wohnten wir auf dem Land. Damals begegnete mir ein Künstler — ein Maler wie Sie. Ich sprach mit ihm über Kunst, über das Leben, über Dinge, die ihm vertraut waren ... ich liebte ihn; wahrscheinlich, weil er mich stets so zärtlich und bewundernd anschaute. Sein blasses Gesicht, die schmalen Hände und seine ausdrucksvollen Augen kamen mir rührend schön vor. Sein Verstand und die Aufgeschlossenheit seiner Anschauungen entzückten mich ...» Sie unterbrach sich, schaute fragend auf Fontaine und sagte dann rasch und leise: «Aber meine Mutter wollte nichts davon wissen. Sie schickte mich fort und wir sahen uns nie mehr.»

Nachdem eine Weile in Schweigen vergangen war, sagte sie: «Sie sehen, dass mein Bruder sich geirrt hat, denn ich bin wie andere Frauen — ich kann lieben, Schmerzen und Sehnsucht ertragen wie sie. Ja, er hat sich geirrt ... niemals gelingt es uns, die Geheimnisse eines anderen Herzen ganz zu ergründen.»

Sie erhob sich, stellte die Teller zusammen und trug sie in die Küche. Es sah aus, als wollte sie den Augen des Besuchers entfliehen, in denen Verwirrung stand und eine Frage, die sie nicht be-

antworten konnte. Nach einer Weile kam sie mit dem Kaffee, stellte die Tassen auf den Tisch und schenkte ein. Dabei sagte sie mit gesenktem Blick, während eine flüchtige Röte über ihr Gesicht huschte? »Durch meine Verwundung bin ich noch etwas behindert, doch die Aerzte behaupten, es würde sich mit der Zeit verlieren.«

«Verwundung?» fragte Fontaine erstaunt. «Sie sind verwundet — im Krieg?»

Denise nickte, zupfte die Decke zurecht und reichte ihm die Zuckerdose. Dann ging sie wieder hinaus und vom Flur her, während sie mit dem Geschirr klapperte, sagte sie: «Ja, ich bin verwundet worden. Bei einem Tiefangriff feindlicher Jagdflugzeuge.»

«Hier in der Stadt?»

«Nicht in der Stadt natürlich — auf dem Flugplatz von Etampes.»

Sie schien mit dem Zusammenräumen der Pfannen fertig geworden, die Küchengeräusche verstummten, und als sie wieder zu sprechen begann, erklang ihre Stimme dicht hinter dem Vorhang, der Wohnraum und Küche trennte. Unsicher, ein wenig zögernd sagte sie: «Ich war beim Hilfsdienst und dem Geschwader zugeteilt, in dem mein Bruder diente.» — Darauf erschien sie auf der Schwelle, strich hastig ihr Kleid glatt und nahm wieder Platz. Fontaine schaute vor sich hin. Er wagte nicht sie anzusehen. Nachdem aber eine Zeit in Stillschweigen vergangen war, hob er den Kopf und erklärte entschlossen: «Ich bin nie bei den Fliegern gewesen.»

«Ja, das wusste ich von Anfang an», erwiderte sie ruhig. «Ich kannte die Besatzung des Bombers — jeden Mann persönlich.»

Fontaine war verwirrt, dann wurde er zornig. «Sie haben mir also eine Komödie vorgespielt», stieß er hervor.

«Ach», sagte sie, «es war doch keine Komödie. Sie haben doch meinetwegen gelogen ...»

«Ihretwegen?»

«Es ist Ihnen nichts anderes eingefallen. — Die Beschreibung seines letzten Kampfes werden Sie irgendwo gelesen haben. Ein Freund hat sie veröffentlicht.» Er nickte, und sie wiederholte eifrig: «Sie haben also meinetwegen gelogen. Darauf kommt es an.» Ihr Gesicht straffte sich, in ihren Augen flackerte es auf und verlösch. Fontaine fühlte sich verwirrt. Sie tranken den Kaffee schweigend; Denise schien neu gestärkt, voll Energie und Kraft, als hätte sie lästige Hüllen abgeworfen.

«Körperliche Behinderung ist etwas Schreckliches», sagte sie, «besonders für eine Frau. Für

mich war es bisher eine Tragödie. Diese bedauernden Blicke, die einen überall verfolgten, die einen abschätzten wie eine Ware, die ihren Marktwert verloren hat. — Man ist anders, man steht ausserhalb der Gemeinschaft — oft ist es unerträglich. Und man ist ganz wehrlos. Die Gemeinschaft der Gleichen ist mächtig, grausam und gefühllos — keiner hat Aussicht, sich gegen ihre Gedankenlosigkeit zu behaupten.»

Nach kurzem Zaudern setzte sie hinzu: «Ich war seither immer allein — bis vorhin. In Ihren Augen stand etwas, auf das ich nicht mehr gehofft hatte nach all den Jahren —» Sie brach wie erschrocken ab, griff nach der Tasse und hob sie an die Lippen. Eine Haarsträhne fiel ihr dabei in die Stirn.

Fontaine blickte hastig fort, starrte auf das unverhüllte Fenster, hinter dem die Nacht niedersank, und lauschte auf den unendlich zarten, einsam schwingenden Ton, in dem sie «bis vorhin» gesagt hatte. Der Ton schwebte noch im Raum, die Wände liessen ihn nicht entfliehen.

«Und ich konnte nicht fortgehen und wusste nicht warum —» Er nickte behutsam. «Obwohl Sie nicht gerade freundlich waren.» — In der Dämmerung erkannte er nur noch ganz schwach die Umrisse ihres hellen Gesichts. Sie schien zu lächeln. «Ich werde freundlicher sein — das nächste Mal», sagte sie gelassen. «Wenn Sie überhaupt wiederkommen wollen.» Sie hob die Stimme zu einer halben Frage und stand auf. «Man muss wohl Licht machen —»

«Nein, kein Licht.» Er schnellte hastig hoch. «Ich will jetzt gehen. Aber ich komme gerne wieder.» Er streckte unsicher die Hand aus und die andere Hand kam ihm entgegen, lag in der seinen, voll Ruhe, Vertrauen und Zuversicht. Es war neu für ihn und köstlich, diese beredte Hand zu halten. «Ja, ich komme wieder», wiederholte er.

Was ein Gedicht vermag

Man glaube ja nicht, dass junge Frauen, wenn sie beim Kaffee sitzen, nur von der neuesten Mode, von Parfüm, Lippenstiften und Kinos zu sprechen wüssten. Es geschah wirklich, dass sich drei jung-verheiratete Freundinnen über Literatur unterhielten, als sie zusammen geniesserisch einen duftenden Mokka tranken. Rosa sprach begeistert von dem neuen Roman «Von der Sonne gebräunt» und fand, darin seien die Regungen der Seele eines